

BERNDT SCHULZ
Romeo und Julia. Reloaded
Roman
edition federleicht · Fuldata 2024
Feinsteinband mit Leseband, 320 Seiten
ISBN 978-3-946112-93-8, 24,00 EUR

»Unsterblich, wer liebt!«
Die junge Muslima Aischa und Romeo, Sohn aus katholischer Familie, verlieben sich unsterblich ineinander. Sie fliehen im Jahr 2014 vor ihren strenggläubigen Familien aus Nordhessen nach Norditalien. Am Ort der tragischen Liebesgeschichte um Romeo und Julia ereilt sie ihr Schicksal. Sie werden von dem Kriminalfall mit Fehden, Blutrache, Mord und Selbstmord eingeholt, der sich im Jahr 1594 tatsächlich in Mantua und Verona ereignete.

»Lieb' gibt ihnen Kraft, Zeit, Mittel, sich zu finden. Und höchste Not mit höchster Freude zu verbinden.«
ROMEO UND JULIA, 1594

»Wir sind frei, nicht wahr?, fragt sie beinahe ängstlich. – Aber ja, Liebste! Wir haben alles in der Hand!«
ROMEO UND JULIA, 2014

Der Stoff um Romeo und Julia hat immer Konjunktur. Die Rebellion junger Menschen gegen familiäre und gesellschaftliche Zwänge regt Geist und Gefühl neuer Generationen an. Nun hat Berndt Schulz diesen Stoff ganz neu erzählt.

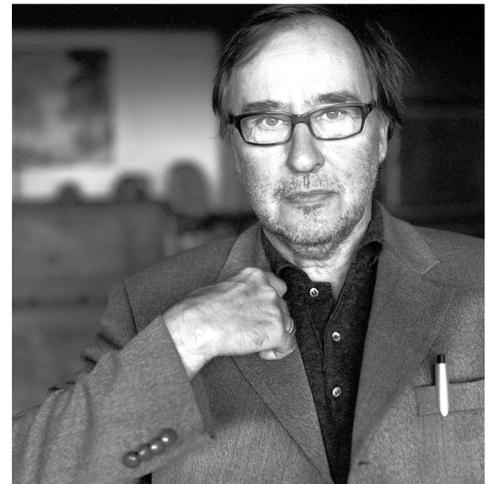
DER AUTOR:

BERNDT SCHULZ wurde an den mäandrierenden Ufern der Havel geboren und wuchs in prekären Berliner Verhältnissen auf. Er veröffentlichte eine Reihe von Kriminalromanen und Historischen Romanen in großen Publikumsverlagen.

In der edition federleicht erschienen seine Romane „Ein Herbst auf dem Land“, „Die Rückkehr der Kraniche“, „Kellers Ruhe“ und „Das Dunkel im Inneren des Wolfes“, seine Erzählungen „Glückliche Paare in unglücklichen Zeiten“ und „Der Gott des Glücks“ sowie sein Episodenroman „Schöne grüne Welt“.

2023 erhielt Schulz den Literaturpreis federleicht.

Er lebt auf einem alten Pfarrhof in der hessischen Provinz.



KONTAKT:



edition federleicht Karina Lotz · Friedhofstraße 16 · D-34233 Fuldata
Mobil: 0172-665 18 94 · E-Mail: karina.lotz@edition-federleicht.de
www.edition-federleicht.de

Die schmale Fahrrinne ist für Ängstliche. An den Bordsteinen rechts und links zeigt sich schwarzer Abrieb von Reifen. Seine Reifen quietschen, eine Verfolgungsjagd, und doch ist niemand hinter ihm her. Nur er selbst, sein größter Feind und Verfolger.

Durch das Milchglas der hohen Sprossenfenster fällt auch heute nur trübes Licht, es scheint ihm, als stünde dahinter Dauernebel. Er hat es nie anders gesehen in seinen Versuchen, den siebenten Stock so schnell wie möglich zu erreichen.

Seine Wut steigt mit jedem Stockwerk.

Bei jeder Einfahrt in einen neuen Kreisel springt ihm der Anblick des runden Verkehrszeichens entgegen, das die schwarze Silhouette eines Mannes zeigt, der durchgestrichen ist. Ausradiert. Er fühlt sich getrieben. Am liebsten hätte er den Rückwärtsgang eingelegt. Aber jetzt bellt dicht hinter ihm die Schnauze eines Landrovers, treibt ihn vorwärts. Alle Ampeln an den Einfahrten stehen in den höheren Etagen auf Grün, aber er fährt weiter. Im sechsten Stockwerk stehen Männer auf dem Fahrstreifen und blicken aus bleichen Gesichtern die Serpentina hinunter, wie in eine Erinnerung an die Vergangenheit, sie weichen zurück, als er sich nähert. Er hat beschlossen, nicht zurückzusehen, die Tiefen bleiben hinter ihm, er erreicht die höchste Plattform.

Oben angekommen, nimmt er zuallererst den schweren Flügelschlag einer Krähe wahr, sie fliegt an der Stadt vorbei, füllt für Augenblicke die große Cinemascope-Leinwand des Panoramas, als wollte sie es vermessen. Der Vogel überrascht ihn. Er hat nur mit dem Anblick dieser anmaßenden Skyline aus Stein, Stahl und Glas gerechnet. Der Vogel torkelt durch einen blassblauen Himmel, vorbei an ein paar Schäfchenwolken. Er möchte es ihm nachmachen, bis an den Rand der Brüstung fliegen und verschwinden. Der Vogel verschwindet. Er steigt aus. Das Oberdeck des Parkhauses liegt leer vor ihm. Die Parkmarkierungen bilden ein sinnloses Muster. Das Grollen der Stadt dringt zu ihm. Unten Polizeisirenen.

Ein schmaler Streifen Sonnenlicht begrenzt ringsum die Brüstung, die außerdem von einem hüfthohen Eisengitter gesichert wird. Er geht daran entlang. Bis zur Ecke. Dort steht er wie am Bug eines Schiffsriesen, der seinen Weg in die Innenstadt pflügen wird. Aber kein Meer weit und breit. Der Tag ist gelb wie altes Papier. Die Fenster der Wolkenkratzer sind blind. Das Bankenviertel liegt verlassen da wie ein Steinbruch. Eine dunkle Stadt an aufgegebenen Ufern.

Gehen oder bleiben, denkt er. Obwohl mir mein Gott allein diese Gedanken schon rigoros verbietet. Gegenüber rotieren zwei Ventilatoren eines Bürohauses. Zur Linken das Schieferdach der Börse. Zur Rechten galoppiert der Pegasus auf dem Dach der Alten Oper davon. Weiter hinten der Messeturmbau eines neuen Babel. Auf der Terrasse eines Penthauses gegenüber biegen sich lachende Menschen in Festtagskleidung, sie halten Gläser in den Händen. Im Hintergrund sieht er die Silhouette des Taunus, die geduldigen Berge scheinen abzuwarten, bis der Spuk vorbei ist.

Vor ihm der Abgrund.

Sein Blick stürzt hinunter, prallt auf dem Pflaster auf. Eine Schulklasse tritt aus dem Schatten einer Häuserfassade. Wenn er jetzt springt, tötet er vielleicht eines der Mädchen, die jetzt im Rudel zusammenstehen, geführt von einer gestikulierenden Lehrerin. Er wartet ab. Warum wei-

terleben, denkt er. Wenn sie ihn heute Morgen, bei ihrem Abschied aus seiner Wohnung gefragt hätte – was hätte er geantwortet? Es wäre ihm ebenso wenig ein Grund eingefallen, wie an den Tagen zuvor. Wenn der Mensch endgültig geht, an dem alles hängt, wird das Leben dünn wie ein Gedanke, und was einen am Boden hielt, lässt sich abschütteln wie Staub, der auf den Schuhen lag. Er weiß, er steht ungeschützt da, ein Geländer aus Eisen, das gegen die Knie drückt, bleibt als allerletzte Instanz.

Es ist noch immer heiß, aber ein Gefühl von Regen hängt plötzlich in der Luft. Er erinnert sich an den Tag, als er Rose kennenlernte. Der gleiche Geruch nach Staub, Hitze und aufkommendem Regen. Vielleicht ist es ein falsches Konzept, mit einem einzigen Menschen das ganze Leben lang zusammenzubleiben, aber damals, als sie ihm gegenüberstand, schien nur dieses sinnvoll. Und es wird ihm plötzlich klar, dass er es hätte beibehalten müssen. Er hätte nicht so schnell aufgeben dürfen, den Kampf um Rose aufnehmen müssen. Die Zeit ist seitdem nicht wirklich weitergegangen. Jedenfalls hat er davon nichts mitgekriegt. Er ist noch mittendrin. Und fragt sich jetzt, wer, vor dem Tod, wen allein lässt.

In Höhe der Baumwipfel fällt sein Blick auf rote und schmutziggelbe Ziegeln von Dächern niedriger Wohnhäuser. Alles, was in dieser Stadt nicht friedlich nebeneinander wohnen will, ist in die Höhe gebaut. Wir kommen nicht miteinander aus, denkt er. Schon gar nicht, wenn wir unseren Anspruch auf Liebe anmelden. Dann stehen plötzlich so viele vor uns und haben was dagegen und machen verneinende Gebärden und führen Argumente an. Ich werde sie nicht bekommen, dachte er resigniert. Ich werde Rose nicht heiraten können, wir werden nicht zusammenziehen, wir werden keine gemeinsame Töpfe und Teller haben, wir werden keine Kinder haben. Was soll ich dann noch hier! Sie oder keine. Es ist alles sinnlos.

Er schwankt. Romeo Jäger schwankt. Er ist nicht geerdet. Seine Wurzeln reichen nicht tief genug zurück in die Familie, zu seinen Freunden, in die Vergangenheit, in die Geschichte. Auch seine Liebe zu Rose war nicht stark genug. Er hat es geahnt, jetzt weiß er es.

Und dann sieht er es plötzlich. Er hat erst hierherkommen müssen, um es zu sehen.

Direkt vor ihm tritt eine junge Frau auf einen kleinen Balkon im Obergeschoss eines hässlichen Miethauses.

Es ist ein winziger Balkon. Es ist eine kleine Frau. Unscheinbar und unbedeutend vor der übermächtigen, erstarrten Kulisse der Hochhäuser. Die junge Frau stellt eine Schaufensterpuppe, die sie in ein langes, pinkfarbenes Kleid gehüllt hat, mit dem Gesicht zur Stadt auf den Balkon. Sie soll offenbar das Gleichgewicht gegen die aufmarschierenden Fassaden halten. Dann setzt sie sich langsam in einen Liegestuhl, sie gleitet hinein, der rote Punkt ihres Kopfes leuchtet und die Flut strömt vom Meer herein, sammelt sich in seinen Blicken.

Er kann die Augen nicht von diesem Anblick lassen. Es gibt ein Leben, obwohl man die Angebetete nicht bekommen kann, denkt er. Obwohl einem jedes Treffen verboten wird, obwohl man sie vor ihm versteckt, verleugnet, verrät, geht etwas dennoch weiter, unbeirrt. Trotz alledem ist etwas da, etwas, das Kraft und Eigensinn hat. Es muss nicht großartig sein.

Er hat sich womöglich getäuscht. Und er kann es immer wieder neu versuchen. Noch mal loslegen. Es gibt einen Grund, die Trauergemeinde warten zu lassen.

Die Schulklasse unten verläuft sich. In der Sonne schimmernde Leiber von Flugzeugen fliegen am Grat des Taunus vorbei. Silbervögel. Kraniche. Krähen. Und der rote Kopf der jungen Frau auf dem Balkon leuchtet noch immer. Wie eine Stecknadel, die ein Bild an einen flachen, blassen Hintergrund gepinnt hat.

Eine Brise kommt auf. Das Bild flattert, bewegt sich leicht.

Die junge Frau streckt sich aus. Liegt in der Sonne. Sie wird dort bleiben, füllt sich selbst aus, denkt gar nicht daran, kleiner zu werden, klein beizugeben.

Die Abgründe der Stadt vor ihm glätten sich plötzlich, weißer Sandstrand zieht auf und er vernimmt das Geräusch von Musik. Gitarren und Klarinette vom Goetheplatz her.

Er schwankt leicht, als er die Brüstung besteigt. Das Eisengitter drückt gegen seine Kniescheiben. Jetzt passt mal auf, denkt er.

Er breitet die Arme aus.

Aischa kann niemanden auf der Straße finden, mit dem sie sprechen könnte. In die Restaurants der Kleinstadt traut sie sich nicht. Sie muss zum Ufer des Flusses hinter dem Stadtrand eilen.

Von den Hügeln des Vogelsberges kommt heißer Wind, obwohl die Sonne dahinter längst verschwunden ist. Etwas scheint diesen Wind neu angefacht zu haben. Über der sommerlichen Landschaft haben sich schon die Schatten der Nacht gelegt, aber die Sterne funkeln noch nicht.

Aischa hätte den Weg zum Fluss hinunter im Schlaf gefunden. Sie wirft die Fülle ihrer rötlich schimmernden Haare zurück und läuft ausdauernd und geschmeidig durch die staubigen Gassen.

Dieses Geschrei und Gezänk!, denkt sie. Dem will ich entfliehen. Dieser laute Streit um die richtigen Prinzipien des Glaubens! Das bringt mich um. Ich will es einfach nicht mehr hören!

Ihr fällt plötzlich der Tag vor fünf Jahren ein, an dem man sie mit Ali verlobte. Sie hatte auf der Schaukel gesessen und ihrer Schwester Umm zugeschaut, die Blumen pflückte, als die Mutter sie rief. Die Mutter sah in ihr erhitztes Gesicht, nahm Wasser aus einem Krug und wischte es sauber. Das Schaukeln, auch wenn es nachdenklich geschehen war, hatte Aischa außer Atem gebracht, also blieb sie an der Haustür stehen und blickte zurück. Die Schaukel schwang noch immer leicht hin und her, Umm pflückte weiter Blumen. Im Hausflur hatte der Vater mit seinen Freunden gewartet, Fremde, die das Mädchen noch nie gesehen hatte. Ihre Mutter hatte sie in das Wohnzimmer geführt, in dem dicke Teppiche lagen. Sie hatte die Tochter zu einem noch jungen Mann geführt, der sanft blickte und blitzende Zähne hatte. Die anderen Anwesenden hatten sich sofort erhoben und den Raum verlassen. Aischa hatte nicht gewusst, was sie tun sollte, und der junge Mann wusste es offensichtlich auch nicht. Verlegen hatten sie voreinander gestanden. Dann hatte die Mutter ihre Hände genommen und ineinander gelegt.

„Er heißt Ali“, erklärte der Vater. „Meine Tochter heißt Aischa.“

Der junge Mann hatte den Mund aufgemacht und gesagt: „Das ist dein Name? Aischa? Das heißt Frau. Aber du bist noch keine richtige Frau. Bis es soweit ist, dauert es wohl noch ein paar Jahre. Aber gefallen tust du mir schon jetzt.“

Aischa läuft jetzt unwillkürlich schneller. Hinter den letzten flachen Häusern und hinter einer Brücke, dort, wo die Schwalmaue beginnt, hält sie inne. Sie lässt sich in den Ufersand fallen. Einige Kinder spielen tatsächlich noch im warmen Sand.

Ich kann das alles hinter mir lassen, denkt sie plötzlich. Ich bin Achtzehn!

Und sie erschrickt gleichzeitig vor diesem Gedanken.

Mutter, Vater, Schwester und Bruder hinter sich lassen! Was für ein schrecklicher Gedanke! Das wäre wie sterben!

Es käme einem verbotenen Selbstmord gleich!

Aber den ständigen Streit im Haus mit dem Vater um den richtigen Glauben, das ist schwer zu ertragen!

Und wie sie so dasitzt, zum Nachthimmel emporschaut, und darum bittet, dass ihr eine Idee

kommt, fällt ihr – beim Anblick der spielenden Kinder– auch tatsächlich etwas ein. Aber es ist wieder nur eine Erinnerung. Etwas, das sie vor vielen Jahren erlebt hat.

Es war auch hier am Fluss gewesen. Sie fand einige Gefährten an den Rinnsalen, die sich mit sandigem Wasser auffüllten.

„Ah, schaut!“, schrie ein schmutziger Halbwüchsiger, „da kommt die Tochter des Mannes, der vom Himmel erzählt!“

Aischa hatte den Schreihals so übermütig zur Seite geschubst, dass er in das Wasser fiel. Alle lachten, sie wurde lebhaft begrüßt. Sie besaß keine Feinde in dem Rudel, auch die Jungen respektierten sie. Aischa hatte sich vom ersten Tag an, als sie aus Syrien hierher-zogen, unter sie gemischt, obwohl sie die Kinder oft nicht verstand, weil sie einen seltsamen Dialekt sprachen. Sie mischte sich unter sie, die mit nackten Beinen im Schlamm der Rinnsale stampften. Dazwischen war das braune Wasser aufgewühlt. Keines der Kinder, die von Bauern abstammten, scheute die Berührung mit den kalten, glitschigen Körpern der Fische, die sich im Fluss tummelten, und die wildesten unter ihnen, hoben Felsbrocken hoch und hielten sie lange in den Händen, um sie dann auf die Fische herabsausen zu lassen. Schon lagen Dutzende toter Fischleiber im Sand, manche zappelten noch im Todeskampf, andere befanden sich schon in Weidenkörben, bereit zum Abtransport.

Die Kinder schrien so wild durcheinander, wie die Fische durcheinander wirbelten, um der tödlichen Gefahr zu entgehen. Die halbnackten Körper der Kinder verknäulten sich, manche kämpften miteinander um den besten Fangplatz, jeder wollte sein Fischopfer. Das Wasser spritzte.

Aischa gab Anweisungen, die man befolgte. Sie hatte die klügsten Einfälle, und sie wurde nie müde, die anderen daran teilhaben zu lassen. Die gleichaltrigen Kinder blickten sie bewundernd an, und wenn sie einen Vorschlag machte, wurde er sofort angenommen. Sie galt unter den Kindern als die Wilde aus Aleppo. Und Aleppo lag irgendwo weit hinten im Osten, weit hinter dem Vogelsberg.

Aischa beobachtet die spielenden Kinder. Sie wühlen das Wasser auf. Sie lassen sich dabei durch nichts stören.

Aischa hatte damals auch ihre Gefährten beobachtet, plötzlich ernüchert. Stille war in ihren Kopf eingekehrt.

Sie war soeben noch glücklich gewesen, war eingetaucht in diese Kinderschar, ein Kind unter Gleichgesinnten, obwohl sie aus der Fremde kam. Immer besaß sie dieses heitere Gefühl, auch wenn der Streit wieder mal ins Haus ihres Vaters Abu Talip eingekehrt war. Damals aber, hatte sie plötzlich etwas anderes in sich gespürt, das sie zur Ruhe mahnte. Etwas Flüsterndes, Geheimnisvolles. Sie begriff plötzlich, dass ihre Kindheit zu Ende ging. Man wollte sie unbedingt zur Frau machen. Warum? Brachten Frauen Reichtum ein? Brachten sie Glück, das man teuer zu bezahlen bereit war? Verschacherte man sie deshalb mit diesem Ali, dem jungen, aber schon erfolgreichen Geschäftsmann aus Alsfeld, der Wohnungen an Muslime verkaufte?

Und sie sprang damals wieder ins Wasser, stürzte sich in den Kreis schreiender Kinder und stampfte besonders fest und heiter im Schlamm herum, um die quälenden Gedanken zu vergessen. Sie griff nach einem Krebs, bekam den glitschigen Leib auch zu fassen, hob ihn empor und wirbelte ihn herum. Als sie das Schalentier losließ, folgte sie ihm mit ihren Blicken, wie es im hohen Bogen davongflog, lange zappelnd und sich windend durch die Luft wirbelte, und dann in den Sand plumpste. Alles sah langsam und verzögert aus. So als würden für Bewegungen nun andere Gesetzmäßigkeiten gelten. Als hätte jemand eine zweite Zeit eingeführt, in der man alles ganz anders empfand.

Eines der Kinder da drüben wirft einen Stein ins Wasser. Es klatscht laut.

„Nur Allah allein kennt die bestimmte Zeit.“

Aischa hört diesen Satz von damals nun in ihrem Inneren zum zweiten Mal. Jemand im väterlichen Haus hat ihn schon einmal gesagt, und nun steht dieser Satz in ihrem Kopf.

Aischa schüttelt sich. Sie will davon nichts wissen, solche Sätze nicht hören, solche Gedanken nicht denken. Das sind Sätze von Erwachsenen, die über ihre Kinder herrschen wollen.

Sie war noch immer ein Kind. Aber sie wollte selbst entscheiden dürfen!

Wie alt war sie jetzt?

Achtzehn.

Mein Gott, dachte sie, ich bin doch noch so jung!

Aber gleichzeitig dachte sie: Ich bin blutjung, ja, aber mein Leben gehört mir ganz allein!

Romeo Jäger ist es leid. Er setzt sich in seinen Bulli und fährt einfach los. Wohin, weiß er noch nicht. Vielleicht ans Nordkap. Wie viele Tage und Nächte brauchte man dafür? Bis zu den Lofoten war er im Hanomag Diesel vor Jahren schon gekommen. Ein wahnsinnig schöner Trip. Auge in Auge mit einer dramatischen Natur, Musik von Jan Garbarek in den Ohren. Aber auf den Straßen, die dort hinaufführten, immer an den Fjorden entlang, dauerte schon die Hinfahrt zwei Wochen. Also, nein, sicher nicht bis ans Nordkap, denkt er, denn in einer Woche muss er wieder zurück sein, um seine Produktion im Mousonturm anzufangen, die Techniker scharren schon mit den Hufen. Also, was liegt sonst noch im Norden von Frankfurt – Bad Vilbel. Vielleicht nur bis Bad Vilbel, was für ein Abenteuer, hahaha! Mit voller Ausrüstung in dieses hübsche, kleine, langweilige Nest!

Und dann?

Ein bisschen weiter sollte es schon gehen. Er spürt, wie nötig er das einfach hat. Mal wirklich raus. Weg von Rose, weg von seiner Restfamilie mit ihren blöden Freizeitaktivitäten, weg von den nervigen Probenarbeiten mit unbegabten Schauspielern, weg von seinem Vermieter und dem anderen Schlamassel in dieser Stadt am Main.

Vielleicht bis in die nordhessischen Wälder. In Waldhessen gibt es seit neuestem Luchse und vielleicht sogar wieder Wölfe, auf jeden Fall aber Waschbären. Immerhin ein Anfang, denkt er, das wilde Leben kehrt zu uns zurück. Eine Terz wildes Leben, denkt Romeo Jäger, soll schon sein, sonst geh' ich kaputt in dieser weichgespülten, netten, undeutlichen Zeit.

Er fährt über die A5 in Richtung Kassel. Der Verkehr hält sich in Grenzen, zumindest hinter dem Gambacher Kreuz. Zehn Uhr abends, auf jeden Fall also bisschen spät für's Nordkap, denkt er, auch wenn ich die Nacht durchfahren kann, dann stehe ich am Morgen – noch nicht am Kap, aber an der Küste. Vielleicht auch schon zu spät bis zu den Luchsen, Wölfen und Waschbären. Jetzt wird es allmählich dunkel. Aber für ein Bier in der Raststätte Reinhardshain hinter dem Reißkirchener Dreieck reicht es allemal.

Sein roter Bulli besitzt eine Schlafgelegenheit, er kann sogar die Seitenfenster und das Rückfenster verhängen, das perfekte Hotel auf Rädern. Er war damit tatsächlich schon im Baltikum und am Schwarzen Meer gewesen, dort, wo es am türkischsten war und am schönsten. Rund um Trabzon. Aber jetzt nach Norden, dorthin, wo der Kühler des Bulli zeigt, denkt er, nachdem er die fast leere Raststätte wieder verlassen hatte. Er verbietet sich weitergehende Gedanken, die kommen irgendwann sowieso. Ich bin frei!

Frei! Aber wovon? Und wozu?

Frei von einer vergeblichen Liebe, denkt er. Und frei für eine Zeit ohne Liebe.
Wie erbärmlich!

In der Höhe von Alsfeld stottert sein Bulli. Das hat der rote Kastenbus noch nie getan. Stottert einfach. Will was sagen. Ruckelt. Romeo fährt langsam und biegt dann von der Autobahn ab. Er steuert die Innenstadt von Alsfeld an, sieht linker Hand einen Fluss und jenseits einer alten Brücke einen Stellplatz für Wohnmobile am anderen Ufer. Er fährt dorthin. Er ist der einzige Benutzer.

Kinder spielen auf der Seite stadteinwärts. Sie angeln, werfen Steine ins Wasser, vielleicht auf Fische und schreien manchmal. Wilder Norden, denkt Romeo. Aber mich geht es nichts an, ich werde hier übernachten und mir morgen früh eine Werkstatt suchen.

Er parkt mit der Schnauze zum Fluss, sieht hinüber ans andere Ufer. Auch ältere Kinder nehmen an der Angelparty teil, darunter ein rothaariges Mädchen. Romeo steckt sich eine Zigarette an, pafft, blickt in den Abendhimmel. Schön hier, denkt er. Nicht Stadt, nicht Land. Ein Zwischenreich ohne Bedeutung und ohne Namen. Er öffnet alle Wagentüren und lässt die gute Abendluft ein, eine Brise weht, vielleicht wird es ein Gewitter geben. Eine Gegend zum Pause machen, denkt er, und dann weiter. Er kennt solche Kleinstädte, wo sich die Giebel alter Fachwerkhäuser immer mehr zueinander neigen, und eines Tages einfach einstürzen. Oder so ähnlich. Jedenfalls haben Menschen dann hier nichts mehr zu suchen.

Aber noch leben offensichtlich Menschen hier und bleiben auch. Sind zufrieden mit dem, was sie haben. Er sieht den Kindern drüben zu. Die Rothaarige scheint den Ton anzugeben, schreit aber nicht. Komisch, denkt er, wie jeder in seinem Revier wohnt. Schon immer. Werden hier geboren und sterben. Kennen mich nicht, und werden mich auch niemals kennenlernen. Und ich nicht sie.

Wie soll man das nennen?

Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins?

Quatsch, das ist nur ein Romantitel.

Eher die Zufälligkeit von Begegnungen, die eigentlich keine sind. Berührungen durch Blicke von Ufer zu Ufer eines kleinen Flusses. Und dann versinken beide Seiten wieder in ihre eigene Geschäftigkeit – oder Gleichgültigkeit. Nichts bleibt davon übrig.

Er richtet sich die Liege her. Im Vorratsschrank liegen noch ein paar Dosen Bier. Er öffnet eine, lehnt sich gegen sein Auto und blickt über den Fluss. Er weiß nicht, welchen Namen er trägt. Fluss der wilden Kinder vielleicht.

Aber das rothaarige Mädchen, das drüben offenbar den Ton angibt, entpuppt sich bei näherem Herangehen als fast erwachsene Frau. Seltsam, denkt Romeo Jäger. Was tut die hier? Er sieht auf die Uhr. Halb zwölf. Es kann sich nur um ausländische Kinder irgendeiner Sippe handeln, vielleicht Zigeuner. Mit einer halberwachsenen Aufpasserin. Deutsche Bälger liegen schon brav im Bett.

Was geht's mich an, denkt er. Er schnippt die Zigarette in den Fluss und wendet sich ab.

Als er noch einen Blick zurückwirft, steht die Rothaarige direkt am Flussufer. Sie starrt zu ihm herüber, ein Stück abseits der wilden Kinderschar. Er will ihr zuwinken. Aber dann hat er das Gefühl, sie beobachtet nicht ihn, sondern seinen Bulli. Ja, sie lässt ihre Blicke über das Gefährt wandern, geht ein paar Schritte zur Seite, um es besser zu sehen, bückt sich, um irgendein Detail zu prüfen. Tochter eines Kfz-Mechanikers, denkt Romeo. Was sieht sie? Einen roten Kastenwagen.

Na dann viel Spaß, denkt er. Er zieht die Seitentür auf und steigt hinein. Ohne sich umzudrehen, hebt er noch einmal die Hand und winkt der Roten über die Schulter zu. Dann schließt er die Schiebetür, zieht die Vorhänge vor und macht sich das Bett für die Nacht zurecht.

Als er gerade einschlafen will, hört er draußen tapsende Schritte. Es ist kein Hirsch, es ist kein Luchs und auch kein Wolf, das sind Menschenschritte.

Romeo Jäger bleibt liegen und wartet ab. Nach einer Weile späht er durch den Vorhang der Seitenscheibe. Die Schönheit des Wesens da draußen, das im vollen Mondlicht steht, trifft ihn wie ein Schlag.

Eine Göttin! Eine *Bilquis*! Eine menschliche Statue! Jedenfalls ein recht ansehnliches Ding ... Was will sie!

Sie sieht ihn an. Dann lächelt sie. Er lächelt zurück, aber nicht wirklich entspannt, er ist müde. Romeo kippt das Seitenfenster und fragt: „Steht was an? Kann ich helfen?“

Eine ziemlich dusselige Frage, aber er weiß im Moment mit der Prinzessin da draußen nichts anzufangen.

„Nicht böse sein“, sagt sie. „Hier kommen nicht oft Camper her.“

„Ich bin kein Camper“, erwidert er.

„Ich dachte“, sagt sie.

„Ich parke, weil mein Auto ruckelt. Ich brauche morgen früh eine Werkstatt. Gibt es in diesem Kaff eine Autowerkstatt?“

„In Alsfeld? – Ich glaube nicht. Aber ich kenne mich nicht aus.“

„Ja, gut ... was ist also, warum stehst du hier rum?“

„Kannst du aussteigen?“, fragt sie.

Romeo Jäger denkt, na das ist mal ein ruhiger Abend. Er zieht seine Hose an und kriecht zur Hintertür.

Als sie sich gegenüberstehen, sieht er, dass sie tatsächlich schon fast erwachsen ist. Er blickt an ihr vorbei zu den Kindern, von denen noch immer einige am Wasser sind. Er zeigt hinüber.

„Wer sind die?“

Sie lächelt scheu. „Kinder eben.“

„Deine Geschwister vermutlich?“

Sie lacht. „Dieses Rudel?“

„Also nicht deine Geschwister. – Willst du ein Bier?“

Sie wehrt ab. Dann geht sie um den Bulli herum. Er folgt ihr. Der Mond verschwindet hinter einer Wolke. Dann ist er wieder da. Das Geschrei der Kinder wird leiser. Nur ein Junge ruft plötzlich herüber: „Aischa! Lass doch den blöden Camper!“

„Siehst du“, sagt sie, „du bist doch ein Camper.“

„Aischa bist du – oder wie?“

„Ja, wie du gehört hast. Und wer bist du?“

„Romeo.“

„Wirklich?“, fragt sie, plötzlich ganz ernst. „Das kann ich kaum glauben.“

„Was? – Wieso nicht?“

„Na, weil ich – ach, egal. Jedenfalls dachte ich, als ich dich hier einbiegen sah, du kommst mir bekannt vor.“

„Klar, ich bin ein großer Medienstar“, sagt er.

„Ist das wahr?“

„Wohnst du hier?“, fragt er.

„Ja“, sagt sie. „Und du?“

„In Frankfurt.“

„Schöne Stadt“, sagt sie.

„Schön nicht“, sagt er. „Aber komfortabel. Man hat alles, was man braucht.“

„Was brauchst du denn?“, will das Mädchen wissen.

„Schon mal was von Neugierde gehört?“, fragt er.

„Entschuldigung“, sagt sie, „musst du ja nicht beantworten.“

„Schon gut. Ich brauche – Rose, zum Beispiel. Aber die kann ich nicht kriegen.“

„Ich bin sonst nicht so“, sagt sie. „Ich weiß auch nicht, was los ist. Als ich dich sah, dachte ich ...“

„... den kenne ich ...“

„Was?“

„Dachtest du, den kenne ich.“

„Ja, ja!“

„Aischa ist ein türkischer Name“, sagt er.

„Nein, syrisch.“

„Aber du bist Muslimin?“

„Muslima!“

„Danke, Frau Lehrerin!“

Sie müssen beide lachen.

„Ich muss jetzt gehen“, sagt sie. „Meine Leute werden sicher schon unruhig sein.“

„Wer sind deine Leute?“

„Schon mal was von Neugierde gehört?“

„Wir sollten uns wiedersehen“, sagt Romeo.

„Unsinn!“, sagt sie. „Ich bin beschäftigt. Ich stehe auf eigenen Beinen.“

„Das sehe ich“, sagt er.

Sie lacht. „Du bist schlagfertig“, sagt sie.

„Klar“, sagt er, „ich suche immer nach witzigen Antworten. Nur mein Auto stottert.“

„Richtig“, sagt sie. „Wenn du die Hauptstraße Richtung Romrod entlangfährst, dann gibt es auf der rechten Seite eine Kfz-Werkstatt. An der Aral-Tankstelle.“

„Dort können wir uns ja dann treffen“, schlägt er vor.

„Du bist tatsächlich witzig“, sagt sie.

„Mein Bulli scheint dich mehr zu interessieren, als ich“, behauptet er.

„Mit einem solchen Auto würde ich gern losfahren“, sagt sie. „Damit kommt man bestimmt weit.“

„Wenn er nicht gerade stottert, dann bis in die nordhessischen Wälder.“

„Da willst du also hin?“

„Luchse suchen. Und vor allen Dingen Wölfe.“

„Ich weiß, wir sind ja hier im Rotkäppchenland.“

„Was weiß eine syrische Muslima von solchen Sachen!“

„Wir versuchen, uns zu assimilieren“, verrät sie.

„Komm, steig doch ein“, schlägt er vor. „Die Sitze sind bequem.“

Sie zögert keine Sekunde. „Ich muss gehen.“

„Kein Problem“, sagt er. „Bis dann!“

Sie lächelt. Dann gibt sie ihm die Hand. Eine kühle, schmale Hand von einem Zufallsmädchen. Dann läuft sie davon.

Pass auf dich auf!, will er rufen. Aber er verschluckt das. Ist doch egal, denkt er.

Die Kinder sind inzwischen verschwunden. Der Mond gibt sich wieder richtig Mühe. Und in der Ferne überquert das Mädchen die Brücke. Die möchte ich mal in der Sonne sehen, denkt er. Er sieht noch ihren Schatten. Dann nur noch die Brücke.

Aischa läuft den ganzen Weg und hat die Begegnung mit dem Fremden schon vergessen, als sie die Haustür aufschließt. Leise geht sie nach oben in ihr Zimmer. Sie kann vermeiden, ihren Vater zu treffen, der bestimmt wissen will, wo sie war. Die Besucher scheinen jedenfalls schon gegangen zu sein, die Familie hat sich schon zur Ruhe begeben. Nur aus dem Zimmer ihres Bruders hört sie noch Geräusche, er sitzt vermutlich an seinen Konsolen. Sie denkt daran, dass sie am nächsten Morgen früh aufstehen muss, um ihrer Mutter beim Einkaufen und Kochen zu helfen. Jeden Tag Pflichten, sie ist eingespannt, und am Wochenende besonders viele – morgen ist Samstag. Aber plötzlich, als sie sich auf das Bett wirft und die Augen schließt, steht er wieder vor ihr. Er sah gut aus, ein bisschen verwegen mit diesen Haaren, schöner Mund, schöne Stimme, mit dieser Lässigkeit, die sie bei deutschen Jungen liebt. Ohne Gehabe.

Aischa zieht sich aus und geht schlafen. Es ist schon nach Mitternacht. Sie stellt den Wecker. Von draußen dringen entfernte Geräusche aus der Kleinstadt heran. Aber gewöhnlich ist es ruhig. Sie versucht, einzuschlafen. Aber es gelingt ihr nicht.

Romeo, denkt sie. Ist das nicht seltsam? Sie kennt diese Geschichte. Auf dem Gymnasium, kurz vor dem Abitur hat die Klasse dieses Stück durchgenommen. Es hat sie über die Maßen berührt, und sie weiß auch, warum. Es rührt an etwas, das Vater und Mutter ihr eines Tages noch erklären müssen. Jedenfalls hat sie nicht geglaubt, dass deutsche Jungens diesen Namen tragen. Vielleicht hat er sich nur aufgespielt. Es war eine Anspielung, wie diese Bemerkung mit dem Medienstar, um sie in einen Flirt zu ziehen.

Sehr witzig!

Ob er wirklich so heißt?

Sie könnte es herausbekommen. Noch ist er ja da. Vermutlich die ganze Nacht über. Sie braucht nur ...

Aischa bint Talip!, schilt sie sich. Sei nicht albern! Er fährt morgen früh mit seinem stotternden Bulli weiter und verschwindet stotternd in den nordhessischen Wäldern! Und warum auch nicht? *Salam aleikum!* Gott sei mit Dir!

Romeo Jäger rührt sich nicht. Er starrt dem Mädchen nach. Was ist los!

Los ist, denkt er, dass dieser ganze, verdammte Platz hier, mit seinem verdammten Fluss, dem verdammten Mond und diesem menschenleeren, hässlichen Stellplatz für verdammte Wohnmobile so was von idiotisch ist! Eine sinnlose Ansammlung von idiotischen Maßnahmen! Warum das alles? Wem nützt das? Nur Vollidioten! Warum stehe ich hier blöde rum?

Was ist los mit mir?

Herrgott noch mal!

Eben noch, schien ihm das nicht blöde. Eben noch, hat er den leichtesten Dialog der Menschheitsgeschichte geführt, mit Geplapper hier und Geplapper dort, und es kam ihm vor, als habe er das Wichtigste zwischen Menschen verhandelt. Wie kann das sein?

Er schaut zum Himmel. Aischa ist ihr Name, mmh? Das heißt in der Wüstensprache Frau. Und eine Art Frau war sie ja auch, wenn auch noch nicht ganz fertig. Vielleicht achtzehn, dachte er, obwohl die Orientalen älter wirken als sie sind. Vielleicht fünfzehn. Er kann sie ja fragen. Er braucht bloß ...

Romeo Jäger, schilt er sich! Sei nicht albern! Morgen fährst du weiter. Und dann ...

Aber er muss nicht in die nordhessischen Wälder! Er hat die freie Wahl! Sein Hauptgewinn heißt Freizeit!

Sie war nur ein bisschen kleiner als ich, denkt er. Braune Augen, soweit das Mondlicht ausgereicht hat, rote Haare, ein ernsthafter Mund, nicht solche spöttischen Lippen wie Mädchen sie heute haben. Und diese Figur! – Mein lieber Mann!

Quatsch!, denkt er. Am Anfang, wenn man ein Mädchen kennenlernt, ist es immer verheißungsvoll. Können die was dafür? Wissen die was davon? Sie versprechen immer irgendwas. Sofort ist man fixiert. Und dann fangen sie an zu spielen.

Er stellt sie sich vor. Eine Erscheinung bei Vollmond, echt krass. Wie ein Wunder.

Lass es, denkt er. Du hast noch das Problem Rose am Hals. Löse das erstmal, am besten durch komplettes Vergessen, dann kommt alles andere.

Er trinkt noch ein Bier. Draußen ist es jetzt stockstill. Und keine Prinzessin, die über die Brücke auf ihn zukommt.

Am nächsten Morgen fährt er zu der Tankstelle, die sie ihm genannt hat. Der Benzinfilter ist verstopft. Na also, sagt der Bulli, ist doch nicht schlimm, jeder ist mal verstopft.

Auf der Fahrt zurück hält Romeo Jäger nach ihr Ausschau. Er kurvt durch den ganzen Ort. Alsfeld, die Fachwerkstatt. Mit dem Superrathaus. Eine Hauptstraße, enge Seitenstraßen, Fachwerk. Es scheint Markttag zu sein. Weil er sie natürlich nicht sieht, obwohl es viele Türkinnen gibt, verdüstert sich seine Stimmung zunehmend.

Er wendet kurzentschlossen, merkt nicht, dass er sich in einer Einbahnstraße befindet, findet nur die finsternen Blicke der entgegenkommenden Autofahrer abtörnend und verlässt die Altstadt.

Er fährt auf die Autobahn, Richtung Frankfurt. Das hat er oft, er denkt nicht nach, er macht einfach was, die Erklärung folgt später, wenn in ihm etwas absackt. Das kreative Syndrom, nennt er das, die Eingebungen müssen umgesetzt werden, der innere Prozess muss laufen.

Nach einer guten Stunde ist er am Bad Homburger Kreuz. Aber anstatt abzubiegen, fährt der Bulli weiter. Einfach so. Hey!, denkt Romeo, was ist denn! Und er lässt den Bulli rollen. Als er wieder eine Entscheidung treffen muss, ist er schon in der Höhe von Mannheim – und fährt weiter.

Am späten Mittag passiert er die Grenze zu Österreich. Er durchquert das Operettenland, ohne einen *Picklerl* zu erstehen, obwohl man ihn früher einmal vor der rabiaten Polizei gewarnt hat und erreicht am späten Nachmittag die Grenze zu Italien. Er passiert sie. Eine bunte Schlange mit Flüchtlingen wartet geduldig seitlich vor flachen Abfertigungshäuschen. Er nimmt Fahrt auf, brettet durch das *Alto Adige*, die Berge sind wie ein Dach, dann werden sie spitzer, dann flachen sie ab.

Er fährt weiter und weiter. Einen Grund dafür gibt es nicht. Er will einfach nicht anhalten. In letzter Zeit ist er auf zu viele Hindernisse gestoßen. Hat zu viel gebremst. Dabei verstopfte der Benzinfilter.

Als der Abend hereinbricht, biegt er von der Autobahn ab. Wohin sein Auge reicht, Weinstöcke und Obstplantagen. Nach weiteren zwanzig Kilometern über staubige Pisten hält er an einem Fluss.

Ein Stellplatz, der verlassen aussieht, in einem Hain mit rauschenden Bäumen. Zur Linken ein abgestellter Super-Caravan, mindestens zwanzig Meter lang, sonst nur Rauschen. Er steuert ein Flussufer an. Aischa ist an diesem Flussufer nicht zugegen, er sucht auch nicht nach ihr, denn das war ein anderer Fluss, wie er unumwunden zugeben muss. Er kann es sich erlauben, das Auto quer zur Baumreihe und zum Fluss zu parken.

Als er hinüberblickt, glaubt er nicht, was er sieht.

Auf der anderen Seite des Flusses türmt sich in der untergehenden Sonne eine märchenhafte Kulisse auf.

Eine alte Stadt mit wuchtigen, nach oben hin verspielten Mauern, wie eine Ansammlung von Festungen, und mit hochfahrenden spitzen Türmen und halbrunden Kuppeln, an denen Fahnen wehen. Eine Fata Morgana.

Eine Art Damm führt zwischen zwei Seen hindurch auf die Stadttore zu. Er sieht keine Reklameschilder, keine Autos, keine Bauzäune, keine Würstchenbuden. Nur dieses Panorama und darüber das Licht.

Sowas gibt es nicht, denkt er, oder bin ich im Mittelalter angekommen.

Er sichert den Bulli. Und beginnt zu laufen.

Er nimmt richtig Fahrt auf. Romeo Jäger läuft und läuft.

Zuerst geht es durch den Hain, die Beleuchtung ist spärlich, einmal stolpert er, dann ein Stück am Fluss entlang, dann zu den Seen. Auf dem Damm bewegen sich Spaziergänger. Sie alle streben gelassen der märchenhaften Stadt zu, in deren Fensterglas sich jetzt das rote Licht der allerletzten abendlichen Sonne verfängt und zurückwirft. Es schimmert, leuchtet und explodiert schließlich. Eine kleine Schar von weißen Reihern stiebt auf und fliegt über die Türme davon.

Eine Inszenierung.

Romeo Jäger läuft weiter, überholt die Fußgänger und ein paar spielende Hunde. Er kommt der Fata Morgana näher, die sich aber nicht verändert und auch nicht zurückweicht.

An der Stadtmauer muss er nach rechts, er umrundet die Mauer eines unglaublichen Palazzos, blickt in einen Abgrund, auf dessen Grund dunkelgrünes Wasser mit weißen Schaumkronen schäumt, läuft ohne Anstrengung weiter, biegt noch einmal ab – und steht am Rand einer Piazza. Die Piazza ist voller Menschen. Sie stehen in Gruppen und auch vereinzelt da. Alle scheinen auf irgendwas zu warten. Wie auf einem Gemälde. Nein, sie lauschen. Sie hören Stimmen, die ihnen etwas erzählen.

Der Platz ist umsäumt von hochfahrenden, alten Häusern, einige mit Zinnen, rechter Hand ein Dom mit prachtvoller Front. Romeo geht jetzt langsam, atmet tief durch und schlängelt sich durch die Menschenmenge. Der Platz ist unendlich groß, wenn auch nach allen Seiten umschlossen von den schönsten Fassaden. Zur Linken setzt sich der Palazzo fort mit Säulen, Arkadengängen, Portalen und Zinnen.

Was ist hier los?, denkt er. Er sieht nichts, was den zauberhaften Anblick stören könnte und nicht in das perfekte Ensemble passt. So was gibt es doch gar nicht mehr. So viel Schönheit, Gelassenheit und Menschengemeinschaft. Als läge jenseits des Damms, über den er gelaufen ist, eine andere Welt. Das hier muss die verzauberte Stadt hinter den sieben Bergen sein.

Er fragt jemanden in einer Gruppe von jungen Männern.

Mantua! Es ist Mantua!

Er geht weiter. Überall sind Podien aufgebaut. Auf einigen rezitieren Menschen Texte. Die Menge lauscht andächtig. Auf einem Podium spielt eine junge Frau Flöte. Aus den Restaurants dringen köstliche Gerüche. Über dem Platz fliegen wieder Reiher. Vom Dom her ertönt ein Glockenspiel. Das Sonnenlicht hat seine Fackel abgelegt und legt es jetzt in die Hände von Laternen und Lampen an den Häuserfassaden, auf Verandas und Terrassen, die jetzt aufleuchten. Die Nacht erstrahlt, hell wie der Tag. Die Luft ist mild und es duftet. Mädchen gleiten an ihm vorbei. Er taucht ein in ein unwirkliches Gefühl, er fühlt sich wirklich vorhanden und wie im Traum zugleich. Er wünscht sich, diesen Zustand nicht aufgeben zu müssen.

Schließlich setzt er sich – erfüllt und erschöpft zugleich – auf eine Bank und sieht dem Treiben um ihn herum zu.

Diese Stadt scheint verhext zu sein. Wahrscheinlich existiert sie nur für diesen einen Abend.

Und dieser Damm verbindet das reale Festland mit dem Märchenland. Hier bleibe ich eine Weile, denkt er, bis der Zauber verfliegt.

Von den Bühnen her, die überall aufgebaut sind, rezitieren noch immer junge Männer und junge Frauen. Alle scheinen hier jung zu sein. Wie Rinnsale gehen von der Piazza aus nach allen Seiten kleine Gassen ab. Als er durch eine Hofeinfahrt geht, aus der Musik dringt, steht er in einem alten Garten mit Palmen und Zypressen. Ein Pfau stolziert auf einer Mauer. Auf einer Bühne macht eine kleine, verwegene Band Klezmermusik, die Sängerin bewegt sich, als würde sie beim Singen laufen. Dann lachen die Musiker. Und auch das Publikum lacht, das im Garten auf weißen Stühlen sitzt und danach kräftigen Beifall spendet.

In Romeo Jägers Kopf kehren allmählich die Gedanken zurück. Eben war er noch in dieser hessischen Kleinstadt. Jetzt sitzt er also hier. Interessant! Es ist ganz leicht, nach Mantua zu kommen. Und doch hatte er von der Existenz einer solchen Stadt bisher keine Ahnung. Okay, den Namen hat er schon gehört.

Und was geschieht nun weiter?

Normalerweise beschleicht ihn in einer fremden Stadt ein Gefühl von dunkler Gefahr. Er blickt nicht durch, hat Mühe, sich zu orientieren. Aber hier scheint alles anders. Es ist selbstverständlich, hier zu sein. Auch wenn er außer seinem Verstand und seinem Körper nichts besitzt, um hier auch wieder wegzukommen. Aber will er überhaupt weg?

Vielleicht taucht irgendeine Julia auf, denkt Romeo Jäger, und wir machen was zusammen. Er kennt die Story. Aber nein, das spielte sich ja in Verona ab, der Stadt mit diesem Balkon und diesem Amphitheater. Auf solche Geschichten kannst du hier nicht bauen, denkt er, da kannst du lange warten.

Und wie schön ist es außerdem, nur für sich selbst da zu sein! Für niemanden! Nur für sich!

Er spaziert weiter. Die Stadt leert sich nicht. Sie wird im Gegenteil immer voller. Fröhliche Menschen zwischen wunderschönen Fassaden. Kanäle, Durchblicke auf Brücken und Seeufer, hochfahrende Palazzi, Gärten, mittelalterliche Gassen, kleine Kirchen.

Irgendjemand scheint ihn hier zu narren, denn das alles kann es in der heutigen Zeit nicht wirklich geben. Er kauft sich ein Eis in einem gekachelten Salon, Schokolade und Vanille. Es ist nicht irgendein Eis, sondern das Köstlichste, das er jemals aß. Mannoman!, denkt er. Mannoman in Mantua.

Er schlendert weiter.

O blessed, blessed Night!, denkt er.

Gesegnetes Glück einer Nacht.

Er geht weiter und weiter. Stundenlang.